

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 75 (2008)

Artikel: Verfolgt, gebüsst, verbannt : die Wiedertäufer in der Gemeinde Wynigen
Autor: Kohler-Zimmermann, Trudi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verfolgt, gebüsst, verbannt

Die Wiedertäufer in der Gemeinde Wynigen

Trudi Kohler-Zimmermann

Das Täuferjahr 2007 wird neues Licht auf ein besonderes Kapitel der Berner Geschichte bringen. Warum erregten so friedliebende und fleissige Menschen den Zorn der «Gnädigen Herren» in Bern?

Entstehung und Glaubensgrundsätze der Wiedertäufer

Voraussetzung für die Entstehung verschiedener Glaubensrichtungen zur Zeit der Reformation war die Bibelübersetzung, in Deutschland durch Martin Luther, in der Schweiz durch Huldrych Zwingli. In Zwinglis Umfeld lebten Konrad Grebel, Felix Manz und Jörg Blaurock, drei der bekanntesten Täufer der ersten Stunde.

Schon 1527 wurden in Schleithem (SH) die ersten gemeinsamen Glaubensartikel aufgeschrieben. Sie verpflichteten die Mitglieder auf ein Leben nach der Bibel. Dazu gehörten unter anderem die Verweigerung des Kriegsdienstes und des Eides. Sie führten die Erwachsenentaufe als Zeichen und Bekenntnis zu einem christlichen Leben ein. Die Taufe von unwissenden Kindern lehnten sie ab. Da die ersten Täufer nach ihrer Taufe als Kinder im Erwachsenenalter ein zweites Mal getauft wurden, nannte man sie Wiedertäufer. 1693 teilten sich die Täufer in Anhänger von Jakob Ammann (heute die Amish People in den USA) und in Reist-Anhänger (heute Mennoniten, nach Menno Simons aus den Niederlanden).

Die Ablehnung der Militärpflicht und des Eides wurden von der Obrigkeit als Gehorsamsverweigerung angesehen, was geahndet werden musste. In Zürich wurde Felix Manz 1527 in der Limmat ertränkt. Bern liess den aus Sumiswald stammenden Hans Haslibacher 1571 mit dem Schwert hinrichten. Mehrere Berner wurden auf venezianische Galeeren gebracht. Durch

die Täufer-Mandate wurden die Versammlung und die Beherbergung von Täufern verboten und mit hohen Geldstrafen belegt.

Täuferjäger suchten bei Tag und Nacht nach versteckten Täufern. Später wurden sie nach Bern in die «Insel» oder in einen der Gefängnistürme gebracht. Die Vermögen der Täufer wurden beschlagnahmt. Doch die drastischen Strafen blieben ohne Wirkung. Nachdem die Gefängnisse überfüllt waren, suchte die Regierung nach weiteren Lösungen. Wer nicht selber aus dem Gebiet des Kantons Bern floh, zum Beispiel in die benachbarten katholischen Kantone, wurde an die Grenze gestellt. 1671 wurden siebenhundert Täufer mit ihrem Hausrat in die Pfalz deportiert.

Frühe Wyniger Täufer

Die meisten Täufergemeinden im Kanton Bern befanden sich im Gebiet vom Oberland bis zum Emmental und im Schwarzenburgerland. Die Landvögte in den Ämtern Trachselwald und Brandis hatten bedeutend mehr Schwierigkeiten mit den Täufern als die Schultheissen im Amt Burgdorf. Dennoch gab es auch hier Täufer.

Im Jahr 1538 wurde in Bern zwischen den Pfarrherren der neuen Landeskirche und Täufern eine Disputation durchgeführt, an der die Vorsteher der Berner Kirche versuchten, mit den Täufern die Differenzen in Glaubenssachen zu besprechen. Die Täufer erhielten damals Verstärkung aus dem Kanton Zürich und aus dem Ausland. Ein Thema dieser Disputation waren auch die Ereignisse in Münster/Westfalen in den Jahren 1534/35, wo gewalttätige Täufer den Bischof aus der Stadt vertrieben, alles Eigentum für gemeinsam und Schuldbriefe für ungültig erklärten. Auch Vielweiberei wurde ihnen vorgeworfen. Diese Täufer hofften, ein neues Jerusalem auf Erden zu schaffen. Ihr Ende war schrecklich. Friedrich Dürrenmatt hat das Thema in «Es steht geschrieben» und «Die Wiedertäufer» als Theaterstücke dargestellt.

Ein *Vytt (Vitus) Herman* aus Wynigen wird als Teilnehmer der Disputation aufgeführt. Er hat sich aber, soweit aus dem Protokoll ersichtlich, nicht zu Wort gemeldet. Nachdem die Täufer nicht bereit waren, von ihren Grundsätzen abzurücken, brachen die Pfarrherren das Gespräch ab. Über das weitere Schicksal von Vytt Herman ist nichts bekannt.

Acta Des gepraechts Trouwchem pre.
 „dicantem Dind Zouffbeid“
 „erem Ergangen, In der
 Statt Bern von xi.
 Merzems, bis uf den
 xvij. Des selben Ma.
 nats Im
 J. 1538.

An den Glaubensdisputationen in Bern nahm im März 1538 auch der Täufer Vytt Herman von Wynigen teil

Miage Zind,)
 Gairig Zind,) Bischof,
 Peter Zind,)
 Hans Gairig Stguder von Münsfetal,
 Hans Stguder von Birmen,
 Vytt Herman von Wynigen, ←

Ditzing von Stänisberg, hat nach Ende des gepraechts
 demselben Gairig gegen sein ergebn, die Gairig
 verurteilt, das standem, dem Gairigamem

Im Schultheissenamt Burgdorf liessen sich die Täufer besonders im Hügellgebiet von Hasle, Oberburg, Heimiswil und Wynigen mit seinen einsamen Berghöfen nur schwer ausrotten. 1579 schrieb der Burgdorfer Schultheiss David von Römerstal in seiner Amtsrechnung, dass er mit Herrn Christen und anderen Räten auf den «Löuwen» gegangen sei, um «das Gut abzutheilen». Dort war Ostis Frau, eine Täuferin, gestorben, deren Frauengut nun zuhanden der Berner Regierung beschlagnahmt wurde. 1583 schickte von Römerstal Täuferjäger ins Gebiet von Hochtannen, um Täufer aufzuspüren. Doch der Landvogt von Trachselwald war ihm zuvorgekommen und «hatte schon mit ihnen abgeteilt».

1709 erhielt Landschreiber Schnell eine Entschädigung für die Inventarisierung der Mittel des Täufers *Niklaus Bracher* im Thal.

Die Täuferschiffe von 1711

Bereits im Jahr 1710 wollte die Berner Regierung fünfzig Berner Täufer per Schiff durch die Niederlande nach Amerika deportieren, unter ihnen auch *Kathrin Leuenberger* aus Wynigen. Die holländischen Behörden verlangten aber die Freilassung aller Gefangenen. Nur wer freiwillig nach Pennsylvanien reisen wollte, sollte weiterfahren. Kathrin Leuenberger kam nach Wynigen zurück, wo sie ein Kind zur Welt brachte – und anschliessend wohl lebenslänglich nach Bern ins Gefängnis geschickt wurde.

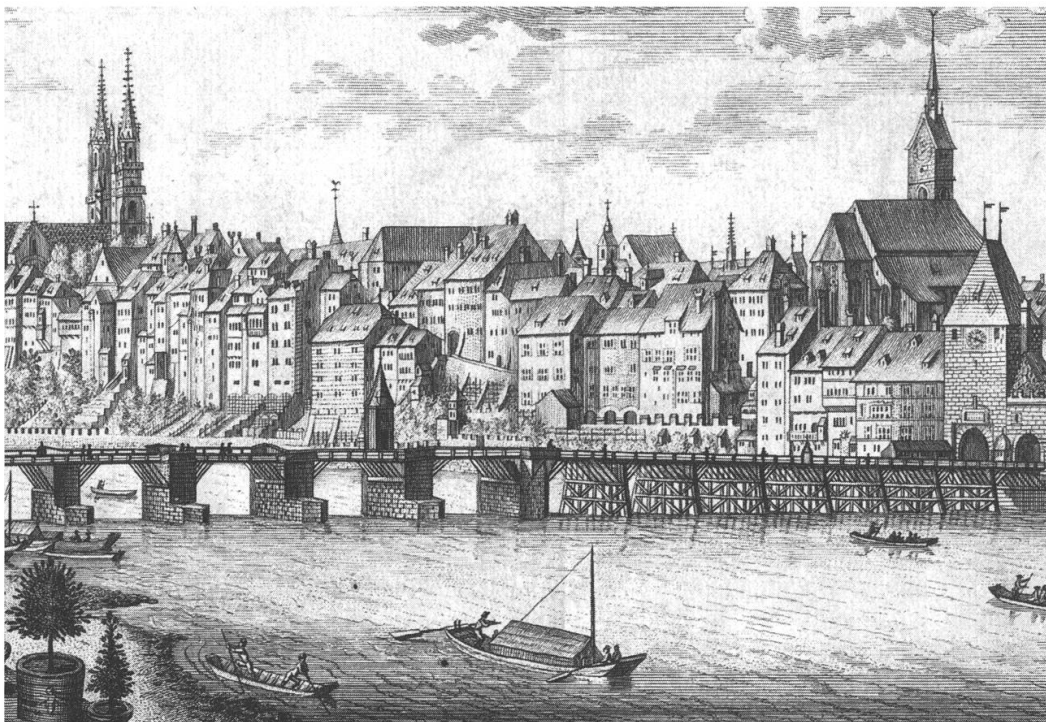
1711 wurden fünf sehr grosse Schiffe gebaut, mit denen diesmal gegen fünfhundert Täufer nach Holland deportiert werden sollten. Auf diese Weise hoffte man, ein für allemal die «Lätzköpfe» loszuwerden. Trotz intensiver Bearbeitung durch Pfarrer während des Aufenthalts in der «Insel» wollten sie nämlich nicht von ihrem Glauben lassen.

Die Kosten für die fünf Schiffe beliefen sich auf 15 656 Reichstaler (ca. 19 000 Kronen). Schiffe von dieser Grösse gab es auf der Aare nur wenige. Ausserdem wurden keine Boote, die jünger als drei Jahre waren, aus dem Kantonsgebiet entlassen. Dieses Gesetz war gegen den übermässigen Holzschlag in den Bergregionen erlassen worden, um Überschwemmungen zu verhindern. Die normalen Aareschiffe waren viel kleiner als diese neuen. Gemeinsam war ihnen der geringe Tiefgang, weil überall mit Stromschnellen gerechnet werden musste. Durch die Fürsprache holländischer Glaubensgenossen, die dort in hohen Ämtern sassen, wurde den Aus-

wanderern diesmal gestattet, ihr Vermögen mitzunehmen. Sie mussten allerdings auf die Hand versprechen, dass sie nie wieder Berner Boden betreten würden. Der grösste Teil der Täufer gehörte zu den Anhängern von Jakob Ammann (geb. 1644, von Erlenbach im Simmental). Diese Täufer wohnten vor allem im Oberland bis zum Raum Thun. Sie vertraten die strengere Lebensweise und trugen Kleider mit «Haken und Ösen». Die Emmentaler Täufer waren dagegen Anhänger von Hans Reist, die ihre Kleider mit Knöpfen schlossen und keinen Schnauz trugen. Seit 1693 galt die strikte Trennung der beiden Richtungen. Der folgende Spruch kam erst später auf:

*«Die mit Haken und Ösen
wird der Herr erlösen,
Die mit Knöpfen und Taschen
wird der Teufel erhaschen.»*

Weil die Reistschen nicht mit den Ammannschen zusammen reisen wollten, meldeten sich weniger Täufer zur Abreise als ursprünglich angenommen. Darum wurden auch noch freiwillige Auswanderer mitgenommen.



Eine Darstellung der Basler Rheinbrücke um 1761 zeigt im Vordergrund ein gedecktes Boot, nach Art der Täuferschiffe

Vier Schiffe verliessen Bern am 13. Juli 1711. In Wangen kam ein fünftes dazu mit Täufern aus dem Kanton Neuenburg. Dieser Kanton war zu jener Zeit sowohl preussisches Fürstentum wie auch Kanton der Eidgenossenschaft. Nach einem Halt in Laufenburg am Rhein erreichten die Schiffe am 16. Juli Basel. Hier befand man, dass vier Schiffe für die Fahrt nach Holland ausreichten. Neben dem «Neuenburger Schiff» waren dies das «Oberländer Schiff», das «Emmenthaler Schiff» und das «Thuner Schiff». Das fünfte wurde in Basel zurückgelassen, wo man es als Bau- oder Brennholz verkaufte. Wegen des anhaltenden Regens sollen die Schiffe mit Dächern versehen worden sein. In Breisach (Elsass) und Mannheim (Pfalz), wo Glaubensgenossen wohnten, verliessen Kranke und die Reistschen den Transport. Einzelne wanderten weiter ins Gebiet des Bistums Basel (Jura).

Am 3. August, nach drei Wochen, erreichten die Schiffe Amsterdam. Dort wurden die Flüchtlinge vorerst für zwei Wochen im Sudhaus einer Brauerei, der «Grosse Samson» genannt, untergebracht. M. F. de Boer («Baur» aus Oberhofen), ein Nachfahre eines Auswanderers, schreibt, dass zuerst Spinnräder für die Frauen gekauft wurden, damit sie nicht untätig herum-sitzen mussten, dann aber auch Haken und Ösen für ihre Kleider. Alle Täufer aus der Eidgenossenschaft waren schon bald in der Lage, selber für ihren Unterhalt zu sorgen.

Der Langnauer Pfarrer Ernst Müller, der 1895 ein Buch über das Schicksal der Berner Täufer schrieb, gibt an, dass sich auf dem «Emmenthaler Schiff» auch ein *Hans Kohler* mit seiner reformierten Frau und vier Kindern aus «Wimmingen» (Wynigen) befand, die in Amsterdam angekommen seien.

Die Familie Kohler-Mathys aus dem Thal, Wynigen

Durch Zufall stiess ich auf den Namen dieser Familie in Müllers Buch. Gewundert hatte ich mich schon bei der Zusammenstellung des Familienstammbaums, denn nur bei dieser Familie fand ich keine Todesdaten. Da Müller keine Quellenangaben macht, nehme ich an, dass er eine Liste aus Holland verwendete, denn ihm als Langnauer Pfarrer wäre Wynigen (statt Wimmingen) sicher ein Begriff gewesen.

In den Büchern der Täuferkammer und in den Amtsrechnungen der Burgdorfer Schultheissen wird kein Hans Kohler aus Wynigen als Täufer erwähnt, das heisst, dass er weder vernommen noch gefangen genommen wurde. Vielleicht wurde er aus Rücksicht auf die Familie seiner Frau als sogenannter

«Halbtäufer» geschont. Oder war es etwa Abenteuerlust, die ihn ausreisen liess?

Hans Kohler der Jüngere wurde am 2. Februar 1673 in Wynigen getauft. Seine Eltern waren Hans Kohler (1626 – 1713) und Adelheid Huber (gest. 1694). Die Familie wohnte im Thal. Sohn Hans war als Steinhauer tätig, unter anderem beim Wiederaufbau Burgdorfs nach dem grossen Brand von 1706. Etwa 1699 heiratete er *Anna Mathys* aus dem Mösli (getauft am 6. Februar 1674). Ihre Grosseltern Hans Mathys und Anna Schrag waren angesehene Leute in der Gemeinde. Der Grossvater amtete jahrelang als Chorrichter, die Grossmutter war Hebamme.

Das Ehepaar Kohler-Mathys liess fünf Kinder taufen: Jost (1700), Tobias (1702), Barbara (1704), Verena (1706) und Elsbeth (1708). Eines der Kinder starb im Dezember 1708. In den Aufzeichnungen wird es nur als «des jüngeren Hans Kohlers, des Maurers im Thal, Kind» bezeichnet.

Vor kurzem erfuhr ich aus Holland, dass ein *Hans Coller* am 2. März 1737 in Kampen zum Vormund der Kinder von Blasius Sorg und Magdalena Meier ernannt wurde. Diese Familie war auf dem «Thuner Schiff» nach Holland gekommen und brachte einen Sohn und eine Tochter mit, die 1711 drei Jahre, resp. sechs Monate alt waren. Ob noch Nachkommen dieser Familien in Holland leben, ist nicht bekannt.

Die Schrag-Familien im Jura

Gesuche um Ausstellung von Heimatschein

Am 12. Januar 1750 stellte der Pfarrer von Court und Grandval, J. P. Eschaquet fils, ein Leumundszeugnis aus für *Uli Schrag*, der seit 28 Jahren in der Gemeinde Eschert wohnhaft sei. Seine Frau Margueritte, née Reutlischerperguer, sowie seine zwei Söhne Christ et Benoit, und seine zwei Töchter, Barbelle et Anne, wie auch ihr Vater gelten sowohl in der Nachbarschaft wie auch in der Kirchgemeinde als wohlhabend und von gutem Ruf. Er kann sie jedermann aufs Beste empfehlen. Doch scheint Wynigen nicht auf den Brief reagiert zu haben. Und es könnte durchaus sein, dass es Uli Schrag nicht wagte, persönlich in Wynigen vorbeizugehen.

Im nächsten Brief, ausgestellt am 18. September 1763 und unterzeichnet vom Kirchenvorsteher und vom Sohn des Gemeindevorstehers von Eschert, wird gesagt, dass «*Houëly Scherague*» seit ca. vierzig Jahren in Eschert

wohne, er habe zwei Söhne und zwei Töchter. Sohn Christian ist verheiratet mit Elisabeth Lehmann, von Signau, sie haben einen Sohn und eine Tochter. Sohn Bendicht ist verheiratet mit Anne Blaser von Grosshöchstetten, sie haben ein Mädchen. Als Bürger der Republik Bern begehren sie ein Zeugnis über ihren Ruf. Es wird bestätigt, dass sie alle zusammen und jeder Einzelne nie den rechten Weg verlassen hätten, sie seien alles gute Christen, so dass die Gemeinde alle und jeden Einzelnen aufs Beste empfehlen könne.

Uli Schrag war einer jener Täufer, die es vorgezogen hatten, in den Jura, ins «Bischof-Baslische Gebiet» auszuweichen, wo er dank der Toleranz des Bischofs seinen Täuferglauben ungehindert leben konnte. Die Täufer siedelten sich in den Juraweiden über tausend Metern Höhe an, wo die katholischen Dorfbewohner ihre Kühe sömmeren. Durch die ganzjährige Bewirtschaftung erhielten die Weidenbesitzer höhere Zehntabgaben. Bald wurden die Berner wegen ihres Käses und der Pferdezucht geschätzt, vor allem von den Landbesitzern; und die Talbauern mussten darauf verzichten, ihre Kühe zum Weiden hinaufzuschicken.

1763 verlangten nun *Christen und Bendicht Schrag*, Uli sel. Söhne vom Leumberg, Kirchhöri Wynigen, dass zuhanden ihres Wohnortes Eschert ein Heimatschein ausgestellt werde. Da die Gemeinde Wynigen nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte, wandte sie sich an den Schultheissen in Burgdorf. Albrecht May bewilligte das Gesuch ohne Kommentar. Die Gemeinde Wynigen erstellte darauf ein Verzeichnis der Wiedertäuferkinder (KB6, 388 und KB7, 275 – 278), die Bürger der Gemeinde waren. 1792 und 1821 wurden die Heimatscheine erneuert.

Christen und Bendicht Schrag, Ulrichs sel. Söhne vom Leumberg Kirchhöri Wynigen, die sich als Täufer in Court über Grotzberg in Grotzfelden gesessen,

Betreffend Ausstellung von Heimatscheinen für die in Court wohnhaften Täufer Christen und Bendicht Schrag, Ulrichs sel. Söhne, wendet sich die Gemeinde Wynigen 1763 an den Burgdorfer Schultheissen

Bleiben oder weggehen?

1798, beim Einfall der Franzosen, waren die Wiedertäufer im Jura wohl gelitten, hatten sie doch, wie es ihr Glaube verlangte, den neuen Herren keinen Widerstand geleistet. Nach dem Wiener Kongress von 1815 wurde Europa neu verteilt. Bern musste auf seine Untertanengebiete in der Waadt und im Kanton Aargau endgültig verzichten. Als Ausgleich erhielt es einen Teil der Gebiete, die zum (katholischen) Bistum Basel gehörten. Die Wiedertäufer sahen diesen neuen bernischen Herren, welche die alten waren, mit Besorgnis entgegen. Offenbar hatte man den Eidgenossen am Kongress das Versprechen abgenommen, den Andersgläubigen im Jura, also den Katholiken und den Wiedertäufern, die freie Religionsausübung zu gewähren. Doch nicht alle trauten dem Frieden. Schon bald wanderten einige der Juratäufer ins Gebiet des Kantons Basel oder gar ins Elsass aus.

Christian Schrag blieb mit seinen Nachkommen im Jura. Sein Enkel Christian verheiratete sich mit Henriette Girod, trat zum reformierten Glauben über und kehrte mit seiner Familie nach Wynigen zurück. * *Bendicht Schrag* (1728 – 1781) und seine Nachkommen dagegen zogen in die Gegend von Liestal und später nach Basel, wo sie Güter von wohlhabenden Baslern pachteten. Sohn Bendicht (geb. 1767) war Pächter auf dem Hof Schillingsrain bei Liestal. 1801 kaufte er als erster Täufer in diesem Gebiet einen Hof (Ostenberg, beim Talackerhof in Liestal). Christian Röthlisberger, Ältester der Täufergemeinde, war ihm Bürge. ** Doch scheint es das Schicksal mit Bendicht nicht gut gemeint zu haben. Er verlor seine drei Ehefrauen: Maria Zurflüh 1794, Maria Widmer 1803 und Magdalena Aeschlimann 1807. Seine älteste Tochter Anna, damals zwanzig Jahre alt, wird wohl ihren acht Geschwistern die Mutter vertreten haben. 1817, nach einem Missjahr, in dem es in jedem Monat einmal geschneit haben soll, wanderte der *Witwer Bendicht Schrag* mit weiteren fünf Familien nach Wayne County, Ohio, aus, wo es noch heute Schrag-Nachkommen geben soll.

Noch 1811 ist ein *Ulrich Schrag* Lehenmann auf dem Gut Stückelberger beim Spalentor in Basel. Der Maler Joseph Reinhart (1749 – 1829) hat ein Täuferpaar beim Milchverkauf vor dem kleinen St. Johannstor in Basel dargestellt. Es könnte durchaus ein Schrag-Ehepaar gewesen sein.

* Angaben von Peter Schrag, Burgdorf

** Angaben von Dr. Hanspeter Jecker



Ein Täuferpaar in typischer Tracht beim Milchverkauf vor dem kleinen St. Johannstor in Basel

Täuferinnen in Wynigen

Es gab auch ein paar wenige Täuferinnen, die in Wynigen bleiben durften. So bat Uli Wüthrich 1722 den Burgdorfer Schultheissen, seine Schwiegermutter *Elsbeth Sanctclausen*, eine alte Täuferin, die im Wasen bei Sumiswald lebte, zu ihrem Tochtermann Niklaus Friedli auf dem Färberhof bei Wynigen (gemeint ist wohl der Ferrenberg) ziehen zu lassen, damit sie dort sterben könne. Die Frau musste allerdings der Gemeinde in die Hand versprechen, dass sie in aller Stille auf dem Kirchhof von Wynigen begraben werde, das heisst ohne Kirchengeläute.

1730 meldete Peter Graf, dass ihm zwei Täuferinnen Geld schuldeten, *Katharina Aeschbacher* in der Mingeri und *Elsbeth Flückiger* in Leggiswil, die alt und krank zu Bett lägen. Sie hätten aber eine Kautions gestellt und sich verpflichtet, in aller Stille im Haus zu leben. 1732 schreibt Pfarrer Hürner in den Wyniger Totenrodel, dass Elsbeth Flückiger, Durs Fuhrers gewesene Ehefrau, am 5. März im Alter von 66 Jahren gestorben sei, «ist aber nit auf dem Kirchhof zu begraben bewilliget worden».

Schlussgedanken

Die Zeit nach der Reformation war eine Zeit des Umbruchs. Für die Berner Regierung war es wichtig, wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Die Hoffnung, den katholischen Glauben einfach durch den reformierten zu ersetzen, hatte sich durch das Auftauchen neuer Glaubensrichtungen zerschlagen. Die katholische Kirche betrachtete dagegen die Täufer als ein Problem der reformierten Kirche. Solange die Täufer nicht missionierten, blieben sie unbehelligt. Dies galt sowohl für die Kantone Luzern und Solothurn wie auch für das Gebiet des Fürstbistums Basel.

Nach dem Bauernkrieg von 1653 wurde festgestellt, dass sich keine Täufer unter den «Rebellen» befunden hatten. Doch nun bekamen die Täufer im Emmental und im Oberland vermehrt Zulauf von Personen, die sich in dieser Zeit zu Unrecht bestraft fühlten.

Nach dem Wiener Kongress von 1815 wanderten Täufer ins Elsass, nach Holland und Amerika aus. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in der Schweiz, 1874, brachte erneut Täufer zum Auswandern.

Heute leben nur noch wenige Täufer im Jura. Laut Isaac Zürcher soll es dort schon 1920 keine Personen mehr mit Familiennamen Schrag gegeben

haben. Aus Amerika kommen aber immer mehr Täufer in die Schweiz, um hier die Lebensorte ihrer Vorfahren aufzusuchen.

Anhang

Quellen (Staatsarchiv Bern)

Amtsrechnungen der Schultheissen im Amt Burgdorf
Kirchenbücher der Gemeinde Wynigen (mit Verzeichnis der Wiedertäuferkinder)
Kirchenbücher der Gemeinden Court, Grandval und Moutier
Protokolle der Täuferkammer
Täuferurbare
Verzeichnis der Täufer im Bezirk Münster (Moutier)

Literatur

Ausstellungskatalog 1988: Berner Täuferum und Reformation im Dialog
Müller, Ernst: Geschichte der Berner Täufer, Frauenfeld, 1895
Laedrach, Walter: Passion in Bern, Erlenbach ZH und Leipzig, 1938
Beiträge in «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde»:
de Boer, Dr. M.F.: Vom Thunersee zum Sappemeer, 1947
Lerch, Christian: Bärner Täufer in den USA, 1960
Bretscher, Alfred: Zur Flussschiffahrt im Alten Bern, 1999
Beiträge aus den «Mennonitica Helvetica»:
Zürcher, Isaac: Die Alttäufer im Bistum Basel, 1700 – 1890 (1992/94)
Jecker Hanspeter: «Und ob es nicht schon Kana wäre», Alttäufer im Raum Basel (2004)

Abbildungen

- Protokoll der Täuferdisputation in Bern 1538, Staatsarchiv Bern (Foto: T. Kohler)
- Ausschnitt aus einer Darstellung der Basler Rheinbrücke um 1761 (reproduziert mit Bewilligung des Hist. Museums Basel)
- Gesuch um Heimatscheine 1763, Staatsarchiv Bern (Foto: T. Kohler)
- Täuferpaar vor dem kleinen St. Johannstor in Basel (reproduziert mit Bewilligung des Hist. Museums Bern)

Adresse der Autorin

Trudi Kohler-Zimmermann
Büelstrasse 28
8330 Pfäffikon ZH
jekotru@bluewin.ch

Johannes Ramsauer bei Pestalozzi in Burgdorf

Peter Ramsauer



Johannes Ramsauer als junger Lehrer (Kopie einer verlorenen Miniatur)

Als Johann Heinrich Pestalozzi im Jahre 1800 sein Erziehungsinstitut im Burgdorfer Schloss eröffnete, war vom ersten Tage an ein neunjähriger Knabe sein gelehriger Schüler: Johannes Ramsauer von Herisau. Als kleiner Hausdiener, später als Lehrer und Privatsekretär wirkte er 17 Jahre im engsten Kreise des Meisters und hat darüber wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen.

Im Februar 1800 kamen zwei Wagen mit 44 Kindern aus Herisau in Burgdorf an. Revolution und Krieg hatten die östlichen Kantone in grosse Not gebracht. Berichte über hungernde, bettelnde und verwahrloste Kinder lösten in Burgdorf und andernorts eine Bewegung der Hilfsbereitschaft aus. Hunderte wurden evakuiert und sollten von Familien der westlichen Schweiz aufgenommen werden. Der Transport hatte sich acht Tage über verschneite und vom Militär überfüllte Strassen gequält. Bei seiner Ankunft wurden die jungen Flüchtlinge an Pflegeeltern verteilt.

Der kleine Johannes und 15 andere Kinder hatten bei der Auswahl in Burgdorf kein Glück. Sie mussten zu Fuss weiterziehen zum Weiler Schleumen. Dort wurde vor einem herrschaftlich anmutenden Anwesen Halt gemacht. Eine elegante Dame nahm die Kinder in Augenschein. Der Neunjährige, dem es hier sehr gut gefiel, meldete sich mutig zu Wort. Aus der Jahreszahl über der Haustür errechnete er schnell das Alter des Hauses und verkündete stolz das Ergebnis. Die Dame fand Gefallen an dem aufgeweckten Burschen und fragte, ob er wohl bei ihr bleiben möchte. Ohne Besinnen rief er: «*Ja, wenn i's guot ha!*» Ausser ihm fand noch ein weiterer Bub aus Herisau Aufnahme.

Frau Veronika von Werdt, Witwe eines Patriziers aus Bern, verbrachte gewöhnlich nur den Sommer auf ihrem Landsitz. Sie war vermutlich wegen der Hilfsaktion aus der Stadt hergekommen. Von ihrem adligen Haus scheint in Schleumen noch ein Rest erhalten zu sein. Am Eingang eines stattlichen Bauernhauses fällt ein Fassadenteil mit aristokratischen Säulen, barocken Fensterumrahmungen und einer Galerie im Obergeschoss auf. Die jetzige Jahreszahl 1844 über der Haustür hat beim Umbau wohl eine ältere ersetzt. Die jetzige Besitzerin berichtete mir, dass hier vor 200 Jahren Pestalozzi-schüler aus der Ostschweiz gelebt haben sollen.

Für den kleinen Johannes und seinen Kameraden öffnete sich mit dem feudalen Portal der Eintritt in eine neue und befremdliche Welt. «*Nun wurden meine kurzen ledernen Hosen und die grobe Jacke mit einem kostbaren Anzuge vertauscht. Ich musste Schuhe mit hohen Hacken und silbernen Schnallen und einen dreieckigen Hut tragen und sollte mir die Manieren des französischen Edelmannes angewöhnen. Alles dies aber deuchte mir so schwer wie dem Hirtenjüngling David die Rüstung Sauls.*»

Während die dreizehn anderen Kameraden auf Bauernhöfe im Nachbardorf Hindelbank kamen und dort in der Landarbeit eingesetzt wurden, genossen die beiden ein süßes Leben. Die Hausherrin hatte genug andere Bedienstete. Johannes lernte die Rolle eines gnädigen Herrn spielen. Bettlern, die an die Haustür kamen, durfte er Liebesgaben austeilen in Gestalt von Brot, Obst und Getreide. Erst nach einigen Monaten war er so weit, die unpassende Rüstung abzuwerfen. Er war nicht fortgegangen aus der Heimat, um ein feiner Herr zu werden, sondern um etwas zu lernen.

Burgdorf war dazu ausersehen, ein nationales Zentrum für Lehrerbildung zu werden, und der pädagogisch engagierte helvetische Beamte Johann Rudolf Fischer hatte den Auftrag, das Schulwesen neu zu ordnen. Noch existierten die herkömmlichen, unzulänglichen Anstalten. Am Kirchbühl in Burgdorfs Oberstadt waren fünf eigenständige Schulabteilungen für die Bürgerkinder eingerichtet. Ein Schulmeister oder eine Lehrgotte alter Art standen jeweils einer Klasse vor. Die nichtbürgerlichen Kinder vom Lande besuchten die «Hintersässenschule» in der Unterstadt. In dieser Gesamtschule, untergebracht in einem städtischen Kornhaus, führte der Schuhmacher Samuel Dysli das Regiment, neben seiner Werkstatt. In diese bescheidene Elementarschule war kurz zuvor auf Weisung der helvetischen Regierung Heinrich Pestalozzi eingetreten. Der als Lehrer ungeübte Privatgelehrte sollte sich hier mit der von ihm propagierten neuen «Methode» in der Praxis bewähren, bevor man ihn mit grösseren pädagogischen Aufgaben betrauen wollte.

Bald war es zwischen dem biedereren Schuh- und Schulmeister und seinem unerbetenen «Kollegen», der im selben Raum unterrichtete, zum Konflikt gekommen. Pestalozzi musste weichen, und sein Mentor Fischer brachte ihn in einer anderen Schule unter. Die sanfte Jungfer Margarita Stähli, die als Lehrgotte die burgerliche Buchstabierschule am Kirchbühl führte, liess sich auf eine Zusammenarbeit mit dem genialen Menschenfreund ein. Wenn er die Schulaufsicht hier von den Erfolgen seiner Arbeit überzeugen könne, war dem Pädagogen als nächste Station eine höhere Abteilung der Stadtschule in Aussicht gestellt worden.

In diese provisorische Wirkungsstätte Pestalozzis trat der kleine Ramsauer ein. Damit war er an das Ziel seiner Auswanderung gekommen. Ohne die Begegnung mit dem alternden Menschen- und Kinderfreund hätte sein

Leben niemals ein öffentliches Interesse gefunden. Siebzehn Jahre hat er ihn als kleiner Schüler, als heranwachsender Gehilfe und erwachsener Vertrauter begleitet.

Als Johannes zum ersten Male in den Unterricht des Herrn Pestalozzi geführt wurde, erschrak er gewaltig. Ein hässlicher, pockennarbiger Mann ohne Halstuch und Rock stürmte mit wehenden Hemdsärmeln auf ihn zu, begrüßte ihn herzlich und gab ihm einen Kuss. Seine starken Bartstoppeln kratzten ihn dabei im Gesicht. Dann liess er ihn Platz nehmen – und beachtete ihn während der weiteren Stunde nicht mehr.

Vielmehr rannte der Lehrer erregt in der Schulstube herum und schrie sehr laut, so dass der Neuling fast nichts verstand als das Wort «Affen». Der Sprechunterricht benutzte das Thema Affen. Geschwänzte Affen – ungeschwänzte Affen, viele affige Besonderheiten wurden benannt. Der Lehrer sprach schnell und hastig vor, die Schüler sollten nachsprechen, wobei Pestalozzi nicht auf sie wartete, sondern unablässig in singendem Tonfall weiterredete. Dem verwirrten Neuling kam es vor, als könnte der heftig gestikulierende und schreiende, nachlässig gekleidete Mann mit dem absonderlichen Gesicht selbst zu der Gattung gehören, von der dauernd die Rede war.

Noch mehr als das wilde Aussehen und Gebaren machte dem Bub der Kuss zu schaffen, den er noch brennend auf seiner Wange spürte. Niemals hatte ihn jemand geküsst, soweit er sich erinnern konnte. Wohl aber wusste er noch gut, wie seine Mutter zwei französischen Soldaten zusah, die sich vor dem Hause auf der Strasse duellierten. Als beide blutend am Boden lagen, gaben sie sich einen Versöhnungskuss. Die Mutter, während des Zweikampfes ganz ruhig, schrie laut auf und stöhnte voller Entsetzen: «Ein Judaskuss!» Seither war dem kleinen Johannes ein Kuss als etwas Böses erschienen. Der erste Kuss von Pestalozzi bestätigte seinen Verdacht. Noch kannte er den neuen Vater nicht, der oft und gern küsste.

Während der ersten Monate wanderten die beiden Buben täglich von Schleumen eine Stunde nach Burgdorf zur Schule. Im Städtchen hatte Frau von Werdt ihnen einen Mittagstisch verschafft. Doch oft ging Johannes auch allein über den Berg. Der Weg führte ihn am Galgen vorbei, an dem das Gerippe eines Gehängten baumelte. In seiner vom Aberglauben



Bauernhaus in Schleumen, vermutlich mit Resten des Landhauses von Werdt

beherrschten Heimat hatten solche Plätze ihn mit Furcht erfüllt. In Pestalozzis Schule herrschte ein aufgeklärter Geist, der sein Denken und Empfinden veränderte. Statt den grausigen Ort zu meiden, machte er unter dem Galgen Rast und verzehrte gleichmütig seinen Proviant.

Im Herbst zog Frau von Werdt wieder in ihre Stadtwohnung nach Bern. Den beiden Zöglingen bot sie an, mit ihr zu kommen, eine erstklassige Schule zu besuchen und ein glänzenderes Leben zu führen als auf dem Dorfe. Der Kamerad nahm an. Er soll in Bern ein Taugenichts geworden sein. Unserem Johannes hat dieser Absturz des Gefährten zu denken gegeben. Er ahnte schon, was ihn als mittellosen Knaben in Burgdorf erwartete. Sein komfortables Herrenleben hätte ein Ende, und er würde seinen Unterhalt und sein Schulgeld mit eigener Arbeit verdienen müssen. Doch es gab kein Schwanken: von Pestalozzi wollte er sich nicht mehr trennen. Er stand am Scheideweg und wählte das beschwerlichere Los.

Seiner Pflegemutter ist Johannes dennoch dankbar geblieben. In den folgenden vier Burgdorfer Jahren hat er sie in der Villa zu Schleumen immer besucht. Frau von Werdt liess dem abgerissenen Buben neue Kleider

machen, weil es Pestalozzi dazu an Geld mangelte. Über ihre Lebensumstände finden wir in seinen Erinnerungen nichts, auch nicht über den unglücklichen Tod des Sohnes Sigmund Rudolf, der 1802 als junger Offizier bei der Belagerung von Bern ein Opfer des Bürgerkrieges wurde.

So intensiv wie in den ersten Monaten hat Ramsauer später nie mehr den Unterricht bei seinem Meister genießen können. Den ganzen Tag, von acht bis elf Uhr vormittags und von zwei bis vier Uhr nachmittags stand Pestalozzi vor seinen etwa 60 Knaben und Mädchen. Er hatte eine reformerische Idee von der kindgerechten Schule gefunden, die alles Lernen auf die elementare Dreiheit Sprache, Zahl und Form konzentrierte.

Zu den Sprachübungen gehörten auch Sätze aus der Naturkunde, zum Beispiel über die Affen, die vom Lehrer vorgesprochen wurden. Die Schüler mussten sie wiederholen, aber keinesfalls mechanisch auswendig lernen. Vielmehr hatten sie Tafeln und Rötelpfeifen vor sich, mit denen während des Sprechens gezeichnet werden sollte. Das, so meinte Pestalozzi, führe zu lebendiger Aneignung des Gelernten und damit zu einer an den Bildern geformten Sprache.

Johannes selbst fand später, dass diese Sprachübungen nicht sehr zweckmässig waren. Und doch bewirkte diese ganz andere Schule in ihm einen bleibenden Lerngewinn: *«Sein heiliger Eifer, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine sogar in die Augen der Kinder fallende ernste, gedrückte Lage machten den tiefsten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige.»*

Der zweite Teil der Pestalozzischen Dreiheit war die Zahl. Je zwei Schüler hatten zusammen eine kleine Papptafel mit vielen Punkten in viereckigen Feldern, die gezählt, addiert, subtrahiert, multipliziert und dividiert werden mussten. Die Tafel machte die bezeichnete Menge sinnlich wahrnehmbar.

Am besten fand Johannes das dritte Element der Methode: die Form. Die Schüler lernten, alles selber zu betrachten und in immer reichhaltigere Sätze zu bringen. Die schadhafte Wand des Schulzimmers war Objekt der Anschauung zum Sehen, Benennen und Erklären. Ein Loch in der Tapete konnte der Ausgangspunkt sein. Dahinter sahen die Kinder die Mauer,

daneben das Tapetenmuster in seinen verschieden gestalteten Figuren.

Beim Unterrichten vergass Pestalozzi im Eifer Zeit und Stunde, hielt sich an keinen Stundenplan und dachte nicht an Pausen. Die Kinder der Stadtschule machten Pestalozzi oft das Leben schwer. Kaum merkten sie am Lärm anderer Schüler auf der Strasse, dass es elf Uhr war, stürmten sie ohne Abschluss und Abschied aus der Klasse. Der kleine Ramsauer litt mit seinem Lehrer unter der Disziplinlosigkeit der Kameraden und blieb still sitzen, so als wollte er die Kränkung damit ein wenig heilen. Er erzählt:

«Das bemerkte er auch bald und nahm mich deswegen manchmal um 11 Uhr mit sich zum Spazieren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme ging und zur Erholung Steine suchte. Letzteres musste ich auch tun, wiewohl es mir sonderbar vorkam, da Millionen dalagen und ich nicht wusste, welche davon gesucht werden sollten.»

Die stille Aufmerksamkeit des Appenzeller Buben tat dem einsamen Manne wohl und war ihm ein Beweis, mit seiner Pädagogik auf dem rechten Wege zu sein. Gut möglich, dass die ungewöhnlich tiefe und anhaltende Liebe zwischen den beiden in diesen Mittagsstunden des ersten Sommers begründet wurde.

Pestalozzi hatte im Herbst seine Probezeit beendet. Im Burgdorfer Schloss konnte er nun mit Förderung der helvetischen Regierung ein Institut für Knaben begründen. Johannes zog mit seinem Freund Wilhelm als erster Schüler in die neue Internatschule ein. Pestalozzi musste jetzt als Chef dafür sorgen, dass die Kosten des Unternehmens gedeckt wurden. Ausgerechnet die ersten Schüler, die er aufnahm, waren aber mittellos und hatten niemanden, der für sie bezahlte. *«Und so hatte der edle Mann auch hier wieder zuerst an Andre und nicht an sich gedacht, und wahrlich hat er Vaterliebe und Vattertreue an uns bewiesen»*, schreibt Ramsauer.

Im Schloss war zunächst noch ein Flügel mit 300 österreichischen Soldaten belegt, und die Felsenkeller dienten weiter als Stadtgefängnis. Dennoch hatte Pestalozzi zum ersten Male ideale Arbeitsbedingungen. Die Schüler waren begeistert von den Türmen und Innenhöfen, den grossen Zimmern und langen Korridoren. Pestalozzi stellte Lehrer an, die mit seinen Erziehungsidealen übereinstimmten. Das Institut wurde zum pädagogischen Labor und liess ihn zum Kündler einer neuen Erziehung aufsteigen.

Gegen die konservativen Kräfte, die ihn verspotteten, traten jetzt die Stimmen der Bewunderer an. Das revolutionäre Klima der Helvetischen Republik unterstützte den Stimmungsumschwung.

Die Neugründung war keine Armenschule, somit musste den Familien der Zöglinge Schulgeld berechnet werden. Für den jungen Ramsauer und andere mittellose Schüler wurde der Stand der «Tischdecker» eingeführt. Sie mussten sich durch Hilfsdienste im Hause ihr Schul- und Pensionsgeld verdienen. Die Themen «Ausbeutung» und «Kinderarbeit» bewegten die Gemüter noch nicht. Im Gegenteil: die weit verbreitete Kinderarmut führte, in der Schweiz wie im übrigen Europa, zur Gründung der Armenanstalten. Sie sollten durch Anleitung zur Arbeit die Lebenschancen der Kinder verbessern. Aber es erwies sich, dass Pestalozzi zur planmässigen Ausführung seiner guten Ideen gänzlich unbegabt war. Statt die Hilfsdienste der Kinder zu regeln und gerecht zu verteilen, überliess er sie der willkürlichen Entwicklung. So kam es, dass den fleissigsten und geschicktesten Tischdeckern wie unserem Johannes eine Arbeitslast nach der anderen aufgebürdet wurde, obwohl sie doch Schüler waren und auch lernen sollten.

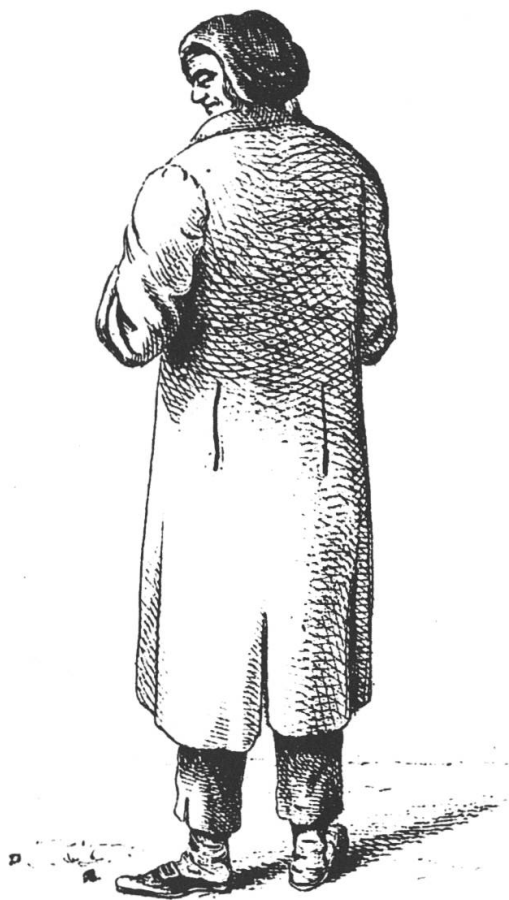
Johannes selbst ist nie auf den Gedanken gekommen, seinen Arbeitsdienst als Sklaverei zu werten und darüber zu klagen. Er nahm ihn wie einen besonderen Vorzug an: Für den neuen Vater war er bereit, jede Last auf sich zu nehmen. Im Wechsel mit den Knechten musste er ein im Durchmesser 24 Fuss grosses Rad treten, mit dem Wasser aus einem tiefen Sodbrunnen hochgewunden wurde. Das war nicht nur harte Arbeit, besonders im Winter. Sie war auch gefährlich. Der Hausknecht Joseph Gisler setzte im Februar 1801 einen Haken falsch ein, wodurch die Mechanik ungebremst durchdrehte und er im Rad zu Tode geschleudert wurde. Brunnenhäuschen und Tretrad, auf einer Zeichnung um 1850 noch zu sehen, sind später verfallen, der Felsenbrunnen selber blieb erhalten.

Pestalozzi vertrat den Grundsatz, jeder Mensch müsse danach streben, auf irgendeinem Gebiet der Beste zu sein. So kam in der kleinen Dienerschar ein Wettbewerb auf, wer bestimmte Arbeiten am besten oder am schnellsten erledigte. Im Tischdecken hat Ramsauer es bald zu einer besonderen Meisterschaft gebracht: *«Ich hatte die grösste Fertigkeit, 20 zinnerne Teller auf den linken Arm zu nehmen und mit der rechten Hand jeden einzelnen so schnell auf den Tisch und in die rechte Entfernung zu werfen,*

dass so die Tische jeder mit 40 Tellern in einer Minute rechtmässig besetzt waren.»

Das Arbeitspensum liess wenig Zeit, den Unterricht zu besuchen. Johannes aber hatte so viel Wissensdurst, dass er sich, so oft er konnte, in die Schulstunden stahl. Manchmal sass er kaum und wurde schon wieder zu einer Arbeit herausgerufen. Doch trotz der sporadischen Teilnahme fasste er die Lehrgegenstände schneller auf und beherrschte sie bald besser als seine Mitschüler.

Das Institut wuchs, und Pestalozzis Buch «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» machte sein Reformprogramm noch populärer. Nach Burgdorf kamen Pädagogen, Wissenschaftler, Politiker und Fürsten, um seine Arbeitsweise kennen zu lernen. Dadurch wurde er seinen Schülern ein wenig entrückt. Doch bewahrte er zu seinem Ramsauer ein besonderes Zutrauen und bemerkte seine ungewöhnliche Lernbegierde. Wenn prominente Gäste in



Ramsauers Pestalozzi-Zeichnung, aus der Erinnerung um 1846

das Institut kamen, um die Methode des berühmten Schulmeisters zu erleben, führte er gern seinen Lieblingsschüler vor. Johannes erzählt:

«Mathematik und Zeichnen interessierten mich am meisten, und obgleich ich in beiden Zweigen nur wenig von dem Unterricht geniessen konnte, wurde ich doch bald in beiden der erste Schüler. Pestalozzi stellte mich allen den Fremden vor, die uns besuchten. Er wies dann auf mich hin mit den Worten: <sehen Sie, dies ist ein armer Emigrant, der hier in den Stand gesetzt ist, das zu lernen, woran er seinen Fähigkeiten nach ein Anrecht hat. In Mathematik und Zeichnen hat er in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht.> Darauf pflegte er mich anzureden: <Hans, mache eine Figur.> Meine Zeichnungen auf der schwarzen Tafel, die ohne Lineal und Zirkel gemacht wurden, erregten das höchste Erstaunen der Fremden. Ohne irgendwelche Hilfen zeichnete ich eine Reihenfolge geometrischer Figuren, bis zu 98, von den einfachsten aufsteigend bis hinauf zu den schwierigsten. Ich fertigte Bücher mit solchen Figuren an, in den kurzen Erholungszeiten, die mir gelassen wurden. Die Fremden bezahlten mir meine Hefte gut und nahmen sie mit sich nach Hause. Als ich 11 Jahre alt war, konnte ich meiner Mutter 5 Thaler schicken, eine grosse Summe für mich in dieser Zeit.»

Der steile Felshang des Schlossberges bot dem mittellosen Tischdecker weitere Einnahmequellen. In der Unterstadt fand er einen freundlichen Abnehmer für die Küchenabfälle des Instituts als Schweinefutter und schleppte sie ihm für ein paar Kreuzer hinunter. Und am nördlichen Felsabhang wuchsen wunderbar grosse wilde Erdbeeren, an der schroffen Südseite Stachelbeeren. Gelegenheit zum Pflücken ergab sich auch, wenn der Tischdecker zur Sägerei geschickt wurde, um Späne zum Bestreuen der Fussböden zu holen. Der einfache Weg war in zehn Minuten zu schaffen, der Umweg über den Nordhang führte in die reichen Erntegründe. Dort zu klettern, war wegen des brüchigen Gesteins streng verboten. Ramsauer scheute das Geschäftsrisiko nicht.

Die Felskammern des Schlossberges dienten als Verliese für Verbrecher, und in die Fensterlöcher konnte man vom Hang aus hineinsehen. Mit einigen Gefangenen kam der kühne Kletterer ins Gespräch. Der berüchtigte bärenstarke Sträfling Bernhard war mit Ketten an die Wand geschmiedet, weil er schon mehrmals ausgebrochen war. Wurde er wieder eingefangen, steckte man ihn jedes Mal in ein noch tieferes Verlies.

Pestalozzi ermunterte seinen Schüler, den armen Mann öfter zu besuchen. Johannes verbrachte ganze Stunden in seiner unterirdischen Gesellschaft und freundete sich mit ihm an. Bernhard führte ihm einmal eine Probe seiner Kraft vor. Wenn er nur wollte, sagte er, könne er sich leicht losreißen. Und schon spannte er seine Muskeln und riss die eisernen Klammern aus ihrer Verankerung. Dann blieb er ruhig in der Zelle und ging dieses Mal nicht auf die Flucht.

Noch war Pestalozzi in der Pflicht, neben dem Institut im Schloss auch den Betrieb in einer Abteilung der Stadtschule aufrechtzuerhalten. Hier hatte er einen Vertreter eingesetzt. Als die Stelle einmal vakant war, kam er auf die Idee, den gerade zwölfjährigen Ramsauer mit der Aufgabe zu betrauen. Johannes zögerte nicht, den Auftrag anzunehmen. Weder Pestalozzi noch sonst irgendjemand gab ihm eine Anweisung, was oder wie er die Kinder unterrichten sollte. Also machte er es einfach so, wie er es bei seinen Lehrern gesehen hatte: klein wie er war, stellte er sich vor die Klasse, in der fast alle Mitschüler grösser waren als er, und machte die Sprech-, Rechen-, Zeichen- und Anschauungsübungen wie sein Meister. *«Ich imponierte ihnen auf wunderbare Weise»*, berichtet er. Das Geheimnis seines Erfolgs begründet er später damit, dass er sich ganz ernst und entschlossen hinstellte, andererseits lebhaft und heiter agierte, dazu aber auch mit sich selbst streng und mit den Schülern gerecht und gewissenhaft umging. So wuchs der Kleine über sich hinaus, und die Schüler erkannten seine Autorität an.

Ein schwieriger, verwahrloster Schüler bereitete Johannes besondere Mühe. Als er ihn nicht mehr anders zur Raison zu bringen wusste, strafte er ihn mit Arrest. Zwei andere Schüler mussten helfen, den Übeltäter in die verschliessbare Räucherammer unter dem Dach zu schaffen. Johannes nahm den Schlüssel mit und setzte den Unterricht fort. Nach Schulschluss eilte er auf das Schloss, wo seine Tischdeckerarbeit auf ihn wartete: Wasser und Holz in die Küche tragen, nach dem Abendtisch bis 11 Uhr nachts Kartoffeln für mehr als hundert Esser schälen. Dann legte er sich todmüde ins Bett. Kaum eingeschlafen, weckte ihn Pestalozzis donnernde Stimme: *«Ramsauer, Ramsauer, du Lumpenbub! Der Nachtwächter hat gehört, wie ein eingesperrter Junge aus der Schule gerufen hat!»* Furchtbar erschrocken rannte Johannes durch die kalte Nacht den Berg hinunter, mit Grausen vorbei am Brunnenhäuschen, wo gerade vor einigen Tagen der Knecht Gisler

